

Deutschtum und Dichtung



Rede, gehalten beim Antritt des Rektorats der Philipps-
Universität zu Marburg am 24. Oktober 1915 von

Ernst Elster



*Erst
1915*

Marburg a. L.

H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun)

1915

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn wir in dieser Zeit eines nie zuvor erlebten Kräfte-
spiels die Arbeit des Friedens fortsetzen und in dem Reich
der Wissenschaft ruhig die gewohnte Pflicht erfüllen, so mag
uns wohl das Gefühl bedrücken, daß wir zurückstehen hinter
unseren kämpfenden Brüdern und nicht wie sie der For-
derung des Tages genügen. Und doch eint uns mit ihnen
in allem, was wir tun, der gleiche Gedanke, und wir suchen,
entsprechend den Möglichkeiten, die uns gegeben sind, diesen
Gedanken entschieden herauszuarbeiten und zu betätigen.
Im Rückblick und Ausblick bemühen wir uns den Wert des
Gegenwärtigen zu verstehen, und ein jeder erwägt ernster
als sonst, wie er an seinem Platze in besonnener Selbst-
prüfung der Zukunft vorarbeiten könne.

Noch sind die letzten Erinnerungen an das Befreiungs-
werk vor 100 Jahren im Schlachtenlärm unserer gewal-
tigeren Tage kaum verklungen, da richten sich unsere Blicke
zurück um ein halbes Jahrtausend zu jenem tatkräftigen
Burggrafen von Nürnberg, der dem König Sigismund zur
Kaiserwahl verholsten hatte und der zum Dank dafür das
Kurfürstentum Brandenburg erst zur Verwaltung, dann
1415 zu Erb und Eigen erhielt. Ein fluger, gebildeter
Fürst, der die aufbegehrenden Quitzows so mannhaft be-
zwang — und doch für uns eine im Nebel der Vorzeit ver-
schwimmende Gestalt. Aber dieser Hohenzoller ist uns als

Uhnherr unseres Herrscherhauses ein Sinnbild für die Geschlossenheit der geschichtlichen Entwicklung unseres Vaterlandes, und mehr als dies, ein Sinnbild für die ewige Wahrheit, daß planvoll geübte und glücklich vererbte Kraft im Laufe der Zeit zu ungeahntem Aufstieg gelangt. Der große Gedanke staatlicher Zucht und strenger, wohlüberlegter Ordnung, oft erst rauh erfaßt, dann immer feiner gegliedert, bereichert und vertieft, hat unser Führergeschlecht bis zu der ungeheuren Probe des Kampfes unserer Tage sicher und siegreich geleitet, und Weltgeschichte und Weltgericht verkünden und rühmen die unbeirrte Stetigkeit der Durchführung dieses Gedankens.

Bewußt und klar, wie er wirkte, ist er uns Vorbild geworden für jede zweckmäßige Tätigkeit im Kleinen. So auch für den Forscher, der, vollends in unserer erweckenden Zeit, im Wettbewerb der Völker bestehen und die Führung übernehmen oder bewahren möchte. Deutsche Wissenschaft hat an den Erfolgen unserer Waffen starken Anteil genommen, und wo ihr dies, bei der Beschaffenheit ihres Gegenstandes, versagt ist, da wird sie doch das Rätselwort der großen Schicksalsstunde zu begreifen und für die Prüfung ihrer eigensten Aufgaben zu verwerten suchen. Dies gilt vor allem für die Geisteswissenschaften; und wenn sich deren Vertreter auch wohl hüten werden, sich willenlos den Stimmungen des Tages zu überlassen, so werden sie es doch nicht hindern wollen, daß unter solchem Eindruck längst gehegte Gedanken zum letzten Abschluß reifen und nach Ausdruck verlangen.

Unter den vielen Grundfragen, die dem Erforscher unserer deutschen Dichtung wichtig sind, muß sich jetzt eine mit besonderer Schärfe hervordrängen: gibt es in ihr und ihrer geschichtlichen Entwicklung Züge des Gehaltes und

der Form, durch die sie sich von der Dichtung anderer Völker unterscheidet, und worin besteht dieses Besondere, dieses Deutsche, das dabei hervortritt? Diese Frage, die dem Laien wenig Kopfzerbrechen bereitet, ist bei näherem Zusehen in der Tat so schwierig, daß manche ernste Forscher sie als unlösbar und irreführend abgewiesen haben; sie haben gesagt, daß das, was wir in unserem Schrifttum als besonders deutsch herausfühlen wollten, schließlich auch bei allen anderen Völkern von hoher Bildung genau ebenso anzutreffen sei wie bei uns.

Es liegt auf der Hand, daß wir die Merkmale deutscher Art nicht etwa nur in den unmittelbaren oder mittelbaren Äußerungen vaterländischer Gesinnung suchen dürfen. Gewiß, wir schätzen diese hoch ein, und die Dichtungen, die uns ihren Wert und Umfang erschließen, sind uns besonders teuer. Wir rühmen die Haltung dessen, der alle Güter unserer Volksgemeinschaft fühlend begreift, verteidigt und nach bestem Vermögen mehrt; der sich ganz erfüllt mit dem hohen Sinn dessen, was uns deutsche Landschaft, deutsche Sprache, Gesittung, Bildung und Kunst, vor allem aber unsere Staatsgemeinschaft in Vergangenheit und Gegenwart bieten, und der aus eben dieser Anschauung heraus den reinsten und unvergänglichsten Gewinn sittlicher Erhebung und Stärkung erzielt. Wir glauben gewiß mit Recht, daß diese vaterländische Gesinnung bei uns zumeist in edler Form auftritt und sich von häßlichen Uebertreibungen freihält. Aber das Wesen deutscher Eigenart kann in ihr nicht abgeschlossen sein, und wir müssen diese vielmehr in seelischen Betätigungen von allgemeinerer und umfassenderer Bedeutung zu erkennen suchen, in Betätigungen, die dann ihrerseits auch auf die besondere Gestaltung der Vaterlandsliebe entscheidend einwirken.

Es gibt einen Begriff, von dem aus helles Licht austrahlt auf die Frage, die uns hier beschäftigt, und dieser Begriff ist der der Freiheit. Von unseren Feinden, namentlich von den Engländern, wird uns immer wieder der Vorwurf gemacht, wir seien unfrei; und umgekehrt besteht bei den Einsichtigen unter uns wohl kein Zweifel darüber, daß wir Deutschen in allen entscheidenden Punkten sehr viel freier sind als sie. Es herrscht zwischen ihnen und uns also eine tiefgreifende Meinungsverschiedenheit darüber, was unter Freiheit zu verstehen sei. — Alle Welt weiß, daß Freiheit nicht mit völliger Ungebundenheit gleichbedeutend ist; solche Freiheit käme vielmehr schließlich auf die schlimmste Knechtschaft hinaus. Freiheit ist Selbstbestimmung. Frei ist der, der sich aus innerster Ueberzeugung selbst bestimmt durch das, was er für recht hält, und was von seiner vernünftigen Einsicht gebilligt wird. Wer dagegen die Beweggründe seines Handelns nicht in seiner eigenen Vernunft findet, wer sich bestimmen läßt durch den Willen eines anderen oder durch den Zwang der Verhältnisse, wer sich schieben oder hemmen läßt von der eigenen Leidenschaft und Laune, von Vorurteilen und unklaren Gedanken, von Umständen und Rücksichten — der ist unfrei. Da wir nun alle mitten hinein gestellt sind in eine unendliche Gemeinschaft wirkender Kräfte, so kann keiner von Abhängigkeit und Unfreiheit ganz loskommen, und während wir uns auf der einen Seite von Fesseln befreien, geraten wir auf der anderen fast unmerklich in neue hemmende Bande hinein, die vielleicht weit störender sind als die eben abgestreiften; aber die Grade und Stufen der Freiheit sind bei den einzelnen sehr verschieden. Die Freiheit ist für keinen Menschen ein Geschenk, das ihm fertig in den Schoß gelegt wird, sondern sie tritt an einen jeden als Mahnerin heran und stellt ihm Auf-

gaben, die er zu erfüllen hat. Diesen Aufgaben können wir aber nur dann gerecht werden, wenn wir das letzte Ziel der Freiheit deutlich erkennen; und dieses Ziel kann nicht sein, daß wir zu unbehindertem Behagen und zum Genuß des Lebens gelangen, sondern daß wir unsere Kräfte zu höchster, freiester Entfaltung bringen, und daß wir in der Herrschaft über die Dinge und in der Herrschaft über uns selbst zu möglichster Vollkommenheit fortschreiten. Das ist Freiheit.

Von einer derart aufgefaßten Freiheit gehen Folgen aus, die unser ganzes Denken und Handeln entscheidend beeinflussen. Das Streben nach bewußter Selbstbestimmung führt den deutschen Menschen in erster Linie zu strenger Auffassung der Pflicht. Es gilt ihm als höchste Ehre, die Sache, die er übernommen hat, um ihrer selbst willen zu bewältigen, nicht mit Rücksicht auf Lohn und Genuß und allen sonstigen Vorteil, den sie ihm bringen kann. Zweckvoll und in planmäßiger Ordnung von Ziel zu Ziel zu schreiten — das ist ihm die reinste Quelle der Lebensfreude. Und da er sieht, daß aller Fortschritt an sorgfältige Vorbereitung und Uebung geknüpft ist, so ist ihm Verbreitung und Vertiefung der Bildung eine Herzenssache; auf dem deutschen Schulmeister beruht unsere Größe. Eben in der Pflege der Bildung verrät sich aber aufs deutlichste die besondere Art deutscher Freiheit, die nie das Ziel höchster Entfaltung der Kräfte aus dem Auge verliert: während sich der niedere und mittlere Unterricht mit Strenge durchsetzen muß, gestattet der höhere bei uns eine weitgehende Selbstbestimmung, derengleichen kein anderes Land kennt: unsere vielgerühmte akademische Freiheit scharft Urtheil und Einsicht und macht uns widerstandsfähig gegen den inneren Zwang der hergebrachten Anschauungen und der öffentlichen Meinung.

Aus der bewußten Selbstbestimmung und der unbedingten Hingabe an die Sache folgen aber mit innerer Notwendigkeit alle weiteren Eigenschaften, die den deutschen Menschen auszeichnen und von anderen unterscheiden. Es folgt hieraus die Sicherheit und die besondere Färbung des Selbstgefühls, das sich am kräftigsten in rücksichtsloser Wahrheitsliebe betätigt; es folgt hieraus die Beharrlichkeit und Treue in den Aeußerungen der mannigfaltigen Formen des Nützlichkeitsgefühls: der Freundschaft und Liebe, der Verehrung und Ehrfurcht; es folgt hieraus vor allem der starke Gemeinssinn, der aber doch keine Unterdrückung der inneren Freiheit duldet: der Deutsche ist gern bereit, manches der Gemeinschaft zu übergeben, was andere der persönlichen Bestimmung zu überlassen wünschen; er scheut vor keinem Opfer zurück, das die Sache erheischt; so ist auch der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht in Deutschland entstanden und wird nur hier in seiner sittlichen Tiefe gewürdigt. Aber der Deutsche hat eine unbedingte Abneigung gegen die Leitung aller Einzelheiten von einer Stelle aus, so wie sie sich etwa in Frankreich durchgesetzt hat: sein Freiheitsgefühl und sein sachliches Urtheil widersetzen sich dem in gleichem Maße. Durch das, was er dem weiteren oder dem engeren Kreise der Gemeinschaft gibt, fühlt er sich nicht beraubt, sondern bereichert: denn er erlebt durch die Hingabe an das Ganze eine innere Vertiefung und Beglückung, eine Erweiterung und Erhöhung seines handelnden Ichs, die ihm durch nichts Irdisches überboten wird.

Das alles sind Feststellungen, die auf die letzten wirkenden Grundkräfte, auf bewußt und unbewußt leitende Zielgedanken der deutschen Seele hindeuten sollen. Gewiß ist vieles davon nur allmählich im Laufe der Geschichte herausgebildet worden, vieles nur Forderung, nicht Erfüllung. Aber

gerade in dem, was der Mensch fordert und wünscht, zeigt sich seines Wesens Kern.

Mit diesen Willensbetätigungen sind eigenartige Formen der Gemütsbewegungen verbunden, die uns erst ganz die Seele des deutschen Menschen erschließen: nicht hastig aufflammend und schnell wieder zusammenbrechend, sondern langsam erregt, aber beharrlich und fest, stark in Liebe und Haß, äußert sich deutsches Gefühlsleben, oft zur Empfindsamkeit geneigt, oft in versöhnlich überlegener Weltstimmung sich bewährend. Besonders hoch entwickelt erscheint das Naturgefühl und das religiöse Gefühl, die beide oft eng miteinander vereint sind: jenes die mannigfaltigen Lebensgefühle steigend und läuternd, dieses die tiefsten sittlichen Gefühle mit dem Urgrund alles Seins in Demuth verbindend. Gerade hier auf dem Gebiete des religiösen Lebens offenbart sich das entschiedene deutsche Verlangen nach innerer Freiheit, die Abneigung gegen alle Formen des Zwanges oder des kunstvoll verschleierte Selbstbetruges.

Aufgrund all dieser Betätigungen entwickelt sich als letztes Ziel des Deutschen der Gedanke des von aller Verbildung losgelösten reinen Menschentums — ein Gedanke, der von Herder, Goethe, Schiller zuerst in seiner ganzen Tiefe erfaßt, aber durch weltbürgerliche Ausdehnung und Anwendung in seiner unmittelbar werbenden Kraft etwas beeinträchtigt wurde.

So erkennen wir, indem wir von dem deutschen Freiheitsbegriff ausgehen und dessen weittragende Folgen überschauen, daß sich deutsches Wesen in einer geistigen Gesamthaltung offenbart oder zu offenbaren strebt, die sich in ausgeprägter Eigenart von anderen abhebt. Die Werte des Lebens erscheinen bei dieser Gesamthaltung oft in einem Licht, das ihnen andere nicht geben, und dem gemäß verhält

sich die deutsche Kunstauffassung, die diese Werte in greifbaren Bildern veranschaulicht. Die deutsche Kunst liebt bei lebendig kräftiger Entfaltung des Gefühlslebens doch dessen maßvolle Abtönung; sie ist, bei umfangreichen Gebilden, starrer Gebundenheit des Planes, wie sie z. B. für lange Zeit in Frankreich herrschte, abgeneigt; sie liebt Beschränkung in dem Gebrauch der schmückenden Darstellungsmittel, ist rednerischem Schwelgen in Worten ebenso wenig zugetan wie der Herausarbeitung überraschender Wendungen, Spitzen und Wortspiele, während ihr dagegen treffende Einfachheit gemäß ist. Die innere Freiheit, nach der die deutsche Seele drängt, findet künstlerisch ihren reinsten Ausdruck in dem freischaffenden Stil, der, von öder Nachbildung der bloßen Wirklichkeit entfernt, alles Wesentliche der Welt, die treibenden Kräfte, von Trübungen befreit, in selbständigen Neuschöpfungen wieder aufleben läßt. — Aber freilich, wie oft wurde im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung diese Kraft deutschen Lebens durch die Nachahmung des Fremden, vor allem der romanischen Völker, geschädigt; und auch die Nachahmung der Alten brachte uns nur bedingten Gewinn. Immer waren es zwei Triebfedern, die unsere Dichter und Künstler vom rechten Wege ablenkten: falsche Vornehmheit, die das Fremde, nur weil es fremd war, für vornehmer hielt, und falsche Gelehrsamkeit.

Gewiß hat sich die Dichtung oft, besonders im 19. Jahrhundert, auf den Wert ihrer Eigenart besonnen; und ebenso hat die Literaturwissenschaft gelegentlich den deutschen Gedanken für ihre Betrachtung fruchtbringend zu machen versucht. Aber daneben ist auch oft eine Betriebsform empfohlen worden, die nach gerade entgegengesetzter Richtung ablenkt. Sie bedient sich dabei eines harmlosen und durchaus irreführenden Namens, indem sie sich als ver-

gleichende Literaturgeschichte ausgibt: mit besserem Rechte würde sie die weltbürgerliche genannt werden. Denn ohne Vergleichung gibt es überhaupt keine literaturwissenschaftliche Forschung; auch der, der die Betrachtung auf einen engeren Kreis beschränkt, kann ohne sie nicht das Geringste leisten; er wird zu richtiger geschichtlicher Würdigung des Gegebenen alle Abhängigkeiten und Verbindungen mit berücksichtigen, auch den Ursprung vieler Erscheinungen über die heimischen Grenzen hinaus verfolgen müssen, um so das Wesen der deutschen Nachbildungen und Fortbildungen richtig verstehen zu lernen. Und die Grundlage von alledem bildet die Vergleichung. Die weltbürgerliche Literaturgeschichte hat also kein Recht, durch ein anspruchsvolles Aushängeschild für sich eine Forschungsart allein in Anspruch zu nehmen, die sie mit allen anderen teilt. Ihre Besonderheit besteht vielmehr darin, daß sie das Schrifttum ganzer Völkergruppen zu einheitlicher Betrachtung zusammenfaßt, um so die leitenden Gedanken eines Zeitalters in allen Ländern gleichmäßig zu erschließen. Solche Betrachtung hat gewiß ihr Gutes; der Zweck, den sie sich vor Augen stellt, wird oft erreicht. Aber sie vernachlässigt darüber mit innerer Notwendigkeit die entschiedene Betonung des heimischen Volkstums, das in der Dichtung zum Vorschein kommt; sie stellt die Züge in den Vordergrund, die allen gemein sind, und sie hat kein Ohr für die feinen Besonderheiten, durch die sie sich unterscheiden. Gerade aber in diesen Besonderheiten liegen die Wurzeln der Kraft und die reizvollsten Geheimnisse aller Kunst. Unsere Frage nach der tief innerlichen Verschmelzung von deutscher Art und deutscher Dichtung kann vom Standpunkte der weltbürgerlichen Literaturbetrachtung aus keine befriedigende Antwort finden.

Wenn wir zur Beleuchtung unseres Zeitgedankens auf einige besonders bezeichnende Erscheinungen aufmerksam machen wollen, so wissen wir, daß wir uns auf eine sehr bescheidene Auswahl beschränken müssen und oft nur ganz allgemein eine Richtung andeuten können, wo sich zu weiteren Beobachtungen Gelegenheit bietet. Begreiflich ist es, daß in unserer ältesten Dichtung die Nachahmung des Fremden oft noch gering ist und dem entsprechend die Darstellung deutscher Eigenart in erfreulicher Deutlichkeit zutage tritt. Wir lächeln wohl über des „Heliand“-Dichters kindliche Umgestaltung der Uebersetzung der Evangelien und erkennen doch wahres Deutschtum in seinem unchristlichen Heldenstimm, begrüßen auch in dem Stabreim, dessen er sich bedient, ein echt deutsches Ausdrucksmittel voll trotziger Kraft, das in unserer Dichtung, unter Otfrieds Einfluß, zu früh verdorren und absterben sollte. — Wir vergessen in dem Walter-Liede des St. Galler Ekkehard leicht die lateinischen Hexameter des Klosterschülers und die Nachahmung des Vergil und fühlen es deutlich, wie die Kundgebungen deutscher Treue, züchtiger Hingabe und derber Mannhaftigkeit noch nach fast tausend Jahren einen mächtigen Nachhall finden in unseren Herzen. Vollends die großen Heldenlieder aus der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts, vor allem die „Nibelungen“ und die „Gudrun“, sind uns ein ewig quellender Jungbrunnen deutscher Art. Hier sind Lebensäußerungen gegeben von einer Tiefe und Innerlichkeit, von ergreifender Treue, inniger Keuschheit und herzerschütternder Gewalt, die in dieser Zusammenstellung und Ausprägung einzig dastehen in der Geschichte der Dichtung, Lebensäußerungen, durch die sich der deutsche Mensch blitzartig heraushebt gegenüber den schwächeren Gestalten der Völker aller Zeiten.

Aber schon bald wurde der reine Quell solches Deutschtums getrübt. Französische Lebensauffassung, leichte Sitte und zierliche Kunst wußten auf Leben und Dichtung unseres Vaterlandes bestimmenden Einfluß zu gewinnen; Rittertum und Minnewesen formten sich bei uns in unbedingter Nachahmung der reizvollen Vorbilder der westlichen Nachbarn. Die Folge war eine unverkennbare Verfeinerung der Ausdrucksmittel der deutschen Kunst, aber ein ebenso unverkennbarer Verfall der deutschen Eigenart. Bei Wolfram von Eschenbach und Walthar von der Vogelweide kommt diese deutsche Art, dem gewaltigen Andrang der fremden Bildung zum Trotz, zumeist noch ungeschmälert zum Ausdruck, und insbesondere wirkt Walthers Dichtung nicht nur durch ihre vaterländischen Klänge, sondern durch alles, was sie uns bietet, wie eine tiefe Offenbarung echt deutschen Gemütes. Ferner steht uns schon Hartmann, und vollends ist Gottfried von Straßburg, so berauschend sein bedeutendes Werk von Tristan und Isolde auch noch auf den Menschen unserer Tage wirken kann, in Lebensauffassung und Stil deutschem Wesen schon ganz entfremdet.

Der Welt des Rittertums stellte sich der Geist der Städte bald ebenbürtig, bald überlegen zur Seite, und er ließ im 15. und 16. Jahrhundert eine zwar beengte, aber wieder echt deutsche Dichtung und eine noch ungleich bedeutendere bildende Kunst erblühen. Jener tiefe Drang nach innerer Freiheit, der den Deutschen auszeichnet und großmacht, führte zur Umgestaltung der christlichen Kirche, und die alles befehlende neue Frömmigkeit weckte eine vielseitige Fülle dichterischer Gestaltung, die sich in Lob und Tadel unmittelbar und schlicht den großen Fragen des Lebens zuwandte. Durch Dichtungen aus neuerer Zeit, vor allem durch Goethes „Götz“ und durch Richard Wagners „Meistersinger“ ist uns

die ganze Innerlichkeit und Kraft dieses echt deutschen Zeitalters der Reformation wieder lebendig geworden.

In verworrenem Drang und bitterem Haß zerstörte der Kampf der Geister und der Waffen allzu schnell dies blühende Leben. Die Dichtung wurde seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts durch die nachwirkenden Kunstlehren der Renaissance in neue Bahnen geführt, und wer wollte leugnen, daß sie sich wertvollen neuen Besitz zu eigen machte? Nicht nur bei den Dichtern des Altertums, sondern vor allem bei den neueren, den Spaniern, Italiern, Franzosen und Holländern, die ihrerseits alle von den Alten abhängig waren, gingen die Deutschen in die Lehre und zeigten sich so sklavisch in der Nachahmung ihrer Vorbilder, daß sie sich selbst verloren. Weltanschauung, Sitte und Tracht wurden den neuen Mustern angeglichen, die Sprache litt unter dem Druck häßlichster Fremdwörter sowie undeutscher Satzfügungen, und die beliebteste Versform, der den Franzosen steif und schlecht nachgebildete Alexandriner, spiegelte deutlich den unfreien Geist falscher Gelehrsamkeit und falscher Dornehmheit, der die Zeit beherrschte.

Aber nicht nur die Not des Staatslebens, sondern auch der Zwang solch undeutschen Sinnes lag wie ein Alpdruck auf den Gemütern aller Einsichtigen und erweckte ein leidenschaftliches Verlangen nach Erhebung und Veredelung. Man braucht nur an Männer wie Fleming, Moscherosch, Rist, Grimmelshausen, Lauremberg, Christian Weise und andere zu erinnern, um die Sehnsucht nach wahrer deutscher Art zu erkennen; gern beschwört man die Geister der deutschen Vorzeit herauf, um sie strafend der entarteten Gegenwart gegenüberzustellen. Man geht im Kampfe gegen das Fremde sogar zu weit; die Sprachgesellschaften, vor allem die in Hamburg von Jesen begründete, gefallen sich in tollen

Uebertreibungen; und Lohenstein, so undeutsch seine Kunst im Grunde war, ließ doch in seinem entsetzlich umfangreichen Roman von dem Befreier Arminius die Heldentaten aller Zeiten und Völker in letzter Linie durch die Deutschen veranlaßt sein.

Dieses Sehnen nach deutscher Art kommt auch in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts immer wieder zur Geltung und fand in den Tönen Johann Sebastian Bachs, daneben auch Händels, tief sinnige Erfüllung, lange bevor sich die Dichtung auf sich selbst besonnen hatte. Von den Vorläufern der Klassiker stand Wieland deutschem Wesen innerlich fern. Auch Lessing hat manche Aeußerungen getan, die sein Deutschtum als schwankend und unfertig erscheinen lassen. Er, der in bitterstem Schmerz ausrief, daß die Deutschen nicht nur im Hinblick auf die Staatsverfassung, sondern auch im Hinblick auf den sittlichen Charakter keine Nation seien, denn sie seien noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen — er zeigte sich doch selbst der Freiheit des Urteils beraubt, sobald er auf seine geliebten Griechen und Römer zu sprechen kam, die ihm fast in allen Dingen als vorbildlich und unerreicht galten. Und doch, wenn wir auf den Kern schauen: wie tief und wahrhaft deutsch war er, er, der Verfasser der „Minna von Barnhelm“! Das echt deutsche Streben nach Wahrheit und Ungebundenheit hat kaum einer zu reinerer Ausprägung gebracht als Lessing.

Klopstocks vaterländische Leidenschaft ist bekannt. Aber seine in groben Irrtümern abschweifende Einbildungskraft erfreute sich, Knabenhaft unreif, nur an den verschwimmenden Schattenbildern einer grauen Vorzeit und ließ sich allein durch sie zu dem Flug in die Höhen reinster Sittlichkeit begeistern. In innerstem Widerspruch zu Lessing und Winkelmann

wagte er, alles Fremde bekämpfend, dem griechischen Mäusen-
hügel den deutschen Dichterbain rühmend gegenüberzustellen,
und der deutschen Sprache, die er trotz aller Künsteleien glän-
zend bereicherte, brachte er das tief eindringende Verständnis
des liebenden Herzens entgegen. Gleichwohl ist es Klopstock
gewesen, der diese Sprache voll ungebundener Kraft in das
Streckbett des Hexameters und undeutscher griechisch-
römischer Strophenformen hineinzwang. Es gehört der
fernblick des Geschichtsforschers dazu, um Klopstocks viel-
fach verzerrtes Deutschtum richtig zu würdigen; aber wie
es die Dichter des Göttinger Hains anfeuerte und leitete, so
wirkte es noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinüber, und
wir erblicken jetzt hinter den wallenden Nebeln seiner Träume
zielweisende Gedanken, die auch uns noch binden.

Von ganz anderem Standpunkte aus und weit erfolg-
reicher als Klopstock hat Herder dem Deutschtum die Wege
gebahnt. Durch die Lehren Johann Georg Hamanns viel-
fach gefördert, suchte er, als ein erklärter Feind der noch
immer fortwuchernden Renaissancedichtung, das Echte und
Ursprüngliche in der Dichtung aller Völker, und dieses glück-
liche Streben führte ihn dann auch zu Einsichten über deutsche
Art und Kunst, die alles zuvor Errungene in den Schatten
stellen, ja in vieler Hinsicht gar nicht überboten werden
können. Bestimmt durch den Leibnizschen Entwickelungs-
gedanken, den er nun bei der Betrachtung der Geschichte der
Menschheit wie der Geschichte der Dichtung rastlos und
fruchtbringend verwertet, will Herder auch das deutsche
Schrifttum aus den Banden der Römer und Griechen be-
freien und durch die Vorbilder echten Volksgesanges läu-
tern; und ebenso will er die deutsche Sprache von dem
Zwang der lateinischen Wortfügungen, der ihr so viel Scha-
den getan hatte, entbinden. Aber wie weit erscheint ihm

noch der Weg bis zu diesem herrlichen Ziele! „Hohe, edle
Sprache!“, so ruft er aus, „großes, starkes Volk! Es gab
ganz Europa Sitten, Gesetze, Erfindungen, Regenten, und
nimmt von ganz Europa Regentschaft an!“

Da war es denn eine segensreiche Fügung, daß sich die
schöpferische Kraft des jungen Goethe ganz und gar in den
Dienst der Herderschen Gedanken von deutscher Art und
Kunst stellte. Er stimmte jene Naturlaute des echt deutschen
Liedes an, nach denen sich die Herzen so lange gesehnt hatten;
er ließ im „Götz“ und im „Faust“ das kraftvolle Leben des
16. Jahrhunderts neu erblühen; er erneuerte und beseelte
den schlichten Vers des Hans Sachs und verlieh seinen Wor-
ten und Werken jene herzugewinnende Wärme, Wahrheit und
Kraft, die nur dem verliehen ist, der sich in restloser Hingabe
mit dem Geiste seines Volkstums vermählt.

Und doch können wir es nicht als eine folgewidrige Ent-
wickelung ansehen, daß Goethe allmählich aus diesem Kreise
deutschen Denkens und Fühlens heraustrat. Ursachen ver-
schiedener Art trugen hierzu bei. Die Auffassung deutschen
Wesens, in der er sich bisher gefallen hatte, war nicht frei
von Einseitigkeit, und die treuherzige Verbheit und Geradheit,
die in ihr am stärksten durchklang, fand in der vornehmen
Welt Weimars, in die Goethe eintrat, keinen Widerhall.
Die gewaltigen Lebensfragen, die des Dichters Geist be-
wegten, die Fragen eines Werther, Faust, Prometheus,
drängten auch aus jener wohligen Stimmung eines zu eng
gefaßten Deutschtums hinaus; und ein gesundes Staats-
gefühl, ohne das die deutsche Art ihres eigentlichen Lebens-
quells beraubt wird, fehlte in jenen Tagen fast ganz. So
kam es denn, daß Goethe, der im „Götz“ noch die große Be-
wegung des Gesamtgeistes unter bedeutenden geschichtlichen
Ausblicken gestaltet hatte, und der im „Egmont“ anfangs

Ähnliches gestalten wollte, allmählich sich fast ausschließlich den tiefen Bildungsfragen des einzelnen, des eigenen tiefbohrenden Ichs zukehrte und hierdurch von der Frage nach der Erschließung deutscher Art abgelenkt wurde.

Die Ausbildung reinen Menschentums, die ihm bewußt und unbewußt vor Augen schwebte, hätte ihm mit der Ausbildung reinen Deutschtums als gleichbedeutend erscheinen können, und wird u n s so erscheinen. Aber Goethe fühlte sich gestört und behindert durch den Anblick der Verbildung und Beengtheit, der sich ihm in der Heimat vielfach bot, und so wandte er sich von dem eigenen Volkstum kleinmütig ab, um in dem der Griechen höchste Befriedigung zu finden. Der Gewinn, den er dort erzielte, war unermesslich groß, und durch Goethe nahmen weite Kreise unseres Volkes daran teil; in der Schule der Alten sind uns die besten Kräfte gereift. Aber wir wollen nicht übersehen, daß bei der Vermählung des deutschen und griechischen Geistes das weitaus Eblere und Tiefere von dem deutschen geboten wurde: an Goethes „Iphigenie“ reicht keine griechische Dichtung heran; und sie ist durchaus deutsch, ja in vieler Hinsicht ganz un-griechisch. — Dieses Verhältnis in der Mischung deutschen und griechischen Geistes änderte sich aber bei Goethe, je länger er sich der heimischen Art entfremdete. Die „Römischen Elegien“ sind, ihres unvergleichlichen Zaubers ungeachtet, nicht nur dem Titel nach römisch, sondern in ihrem tiefsten Gehalt. Manche ungerechte Neußerungen der „Venetianischen Epigramme“, in denen sich Goethe am stärksten von deutscher Gefühlswaise abwendet, namentlich auch seine Worte über die deutsche Sprache, können uns wahrhaft erschrecken; und selbst in der kerndeutschen Dichtung von Hermann und Dorothea bleibt uns die wiegende und drängende Bewegung des Hexameters unbequem, und die Bezeichnung

der neun Gefänge nach den uns höchst gleichgiltigen neun Mäusen der Griechen erscheint als eine lästige Spielerei. Griechische Denkweise drang in die innersten Tiefen von Goethes Seele ein, sie hob ihn und steigerte seine Kräfte, wie sie die Kräfte der großen Männer der Renaissance oder auch die eines Winckelmann gehoben und gesteigert hatte; aber sie lenkte ihn ab von dem Quell unseres Volkstums. Er erreichte auf diesem Wege ein Maß der inneren Freiheit, wie es selbst dem deutschen Geiste zuvor noch nicht beschieden gewesen war, aber er vermochte es nur dadurch zu behaupten, daß er sich von seiner Umwelt geflissentlich abschloß. Dem Deutschtum war im Zeitalter Goethes seine letzte Erfüllung noch nicht beschieden.

Von dieser wichtigen Tatsache, daß der Tag des Deutschen noch nicht gekommen sei, hatte Schiller eine geradezu überraschende Einsicht gewonnen, und er zog aus ihr Folgerungen, die den Menschen unserer Zeit vielleicht zunächst zu scharfem Widerspruch anregen, die aber geschichtlich sehr begreiflich erscheinen. Schillers Anteil war von Jugend an den großen Fragen des Gemeinschaftslebens, der Gesellschaft und des Staates zugewendet; in den „Räubern“ und in „Kabale und Liebe“ erhebt er bittere Anflage gegen die Zustände des herrschenden Unrechts, im „Don Carlos“ entwickelt er neue Zielgedanken für die Befreiung der Geister vom politischen Joch. Er ist dabei, wie sein Marquis Posa, durchaus in weltbürgerlichen Gedanken befangen. Aber es konnte nicht ausbleiben, daß ein Denker von solcher Geistesrichtung schließlich die Schranken des Weltbürgertums durchbrechen und dem vaterländischen Gedanken seine Teilnahme entschieden zuwenden mußte. Das geschah bei Schiller um die Wende des Jahrhunderts: die ergreifenden Herzenslaute vaterländischer Gesinnung, die er in der „Jungfrau von

Orléans" und vor allem im „Tell" amstimmt, lassen uns eine Tiefe und Innigkeit des Gefühls erkennen, die fast alles zuvor und nachher Gesagte übertrifft.

Aus den Worten, die er den Franzosen und den Schweizern in seinen beiden Schauspielen lieh, sprach natürlich sein eigenes Herz. Und wie stellte sich dieses gegenüber den gegebenen Verhältnissen in Deutschland? Hier ist der Punkt, wo wir ihm schwer folgen. Schiller war zu der Ueberzeugung gelangt, daß zur Verbesserung der staatlichen Verhältnisse zunächst eine Veredelung der Gemüther erstrebt werden müsse, und diese glaubte er durch die ästhetische Erziehung zu erlangen, deren Wesen er in seiner berühmten Abhandlung sehr geistvoll beschrieb. Von diesem Standpunkte aus riet er den Deutschen in dem Gedicht „Der Eintritt des neuen Jahrhunderts", aus dem Wettbewerb der kämpfenden Völker auszuscheiden und sich allein der Pflege der ewigen Güter des Geistes zu widmen.

In des Herzens heilig stille Räume
Mußt du fliehen aus des Lebens Drang.
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Das ist nicht der große, Schicksal und Welt überwindende Held des Gedankens, der sich hier äußert. Das ist nicht der echte Friedrich Schiller.

Diesen erkennen wir weit klarer und bestimmter in dem Entwurf eines Gedichtes, den er kurz nach dem Abschluß des Friedens von Lunéville im Frühjahr 1801 niederschrieb. Er sieht hier sein Vaterland zu Boden liegen und fragt, ob der Deutsche noch sein Haupt erheben und mit Selbstgefühl auftreten könne in der Reihe der Völker. Seine Antwort ist nicht nur ein freudiges Ja, sondern ein hinreißendes Lob auf

deutsche Art und Kraft. Die sittliche und geistige Größe Deutschlands bietet ihm die sichere Gewähr für die Zukunft, und er schreibt: „Dem, der den Geist bildet, beherrscht, muß zuletzt die Herrschaft werden, denn endlich an dem Ziel der Zeit, wenn anders die Welt einen Plan, wenn des Menschen Leben irgend nur Bedeutung hat, endlich muß die Sitte und Vernunft siegen, die rohe Gewalt der Form unterliegen — und das langsamste Volk wird alle die schnellen, flüchtigen einholen. . . Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit." So zeigt sich denn, daß Schiller, der alle Regungen des Gesamtbewußtseins tiefer als andere erfaßte, auch vaterländischer Ehre und Kraft sein ganzes Herz erschloß und nur durch die Zeitumstände in Deutschland an durchgreifenderer Betätigung gehindert wurde.

Und wie innerlich deutsch ist Schillers Auffassung dieses vaterländischen Gedankens! Innerlich deutsch nicht minder seine Hingabe an den Gedanken der Freiheit, deren Wert er in ihrem ganzen Umkreis ermißt, und die er, wiederum ganz deutsch, mit einer starken sittlichen Gebundenheit und mit höchstrebender Begeisterung für die letzten Zielgedanken reinen Menschentums vereint. So hat denn auch die Nachahmung der Griechen, zu denen er mit derselben Verehrung wie Goethe aufschaute, in seiner Dichtung keine tiefgehende innere Entfremdung von deutscher Art bewirkt. In tausend Einzelheiten freilich, in Stoffen und Formen, gelegentlich auch, wie in der „Braut von Messina", in dem ganzen Zuschnitt der Gedanken und Gebilde, lehnt er sich an diese fremden Muster an, jedoch ohne ihnen dauernd zu erliegen; denn schließlich war er sich, wie seine Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung" zeigt, seines eigenen Gegensatzes zu griechischer Art vollauf bewußt. Vollauf bewußt

war er sich auch, im Gegensatz zu Goethe, der hohen Ausdrucksfähigkeit unserer Sprache, die allem gerecht werde, und die er ein köstliches Gut nennt, das das Tiefste und das Flüchtigste, den Geist und die Seele, die voll Sinn ist, erschließe. „Unsre Sprache“, so sagt der große Seher, „wird die Welt beherrschen“.

Schiller hatte die letzte Festigung seines Wesens durch die Lehren Immanuel Kants gewonnen, und Kants Anteil an der Entwicklung und dem Ausbau deutscher Eigenart wurde mehr und mehr für weiteste Kreise in Deutschland von entscheidender Bedeutung. Die Mischung von Freiheit und Gebundenheit, die für den deutschen Menschen bezeichnend ist, fand durch ihn eine unverlierbare Stütze: denn während er der menschlichen Erkenntnis die Binde von den Augen nahm und einen Ausblick von überraschender Weite eröffnete, setzte er unserem Willen neue unverrückbare Grenzen, mit einer Strenge und Unerbittlichkeit, die von unabsehbaren geschichtlichen Folgen war.

Wie schon bei Schiller deutsche Eigenart und vaterländisches Gefühl Berührung suchten und fanden, so ist die Wechselwirkung von beiden im 19. Jahrhundert, nur ungleich stärker als bei ihm, geradezu die Grundlage aller weiteren Entwicklung geworden. Dabei war unser Deutschland einem neuen gewaltigen Ansturm aus der Fremde ausgesetzt: den siegreich vordringenden Gedanken der französischen Revolution. Die Forderungen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit wirkten berauschend auch auf die klarsten und schärfsten Geister ein, und ihr Erfolg ist leicht zu verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie mannigfach ihnen in Deutschland durch die hohe Ausbildung persönlicher Ungebundenheit und ein edel gestimmtes Weltbürgertum vorgearbeitet war. Nur Goethe stand von Un-

fang an zweifelnd und ablehnend abseits. Und die Pariser Schreckensherrschaft ließ schnell auch die anderen aus ihren staatsbeglückenden Träumen erwachen. Es machte sich das dunkle Gefühl und bald auch die klare Einsicht geltend, daß die verstandesmäßig ausgerechneten französischen Gedanken der Volksherrschaft zu tief wurzelnden Anschauungen des deutschen Wesens in entschiedenstem Widerspruch standen.

Schon Schiller wandte sich in der unbedingten Klarheit seines Gefühls mit Schauer von dem Zerrbild der Freiheit ab, das die Franzosen aufgestellt hatten. Die Führer der älteren Romantik, von denen namentlich Friedrich Schlegel anfangs in starker Abhängigkeit von den Gedanken der Revolution gestanden hatte, schwenkten bald zu gerade entgegengesetzten Anschauungen ab: sie suchten die Wurzeln heimischen Volkstums und die geschichtlichen Grundlagen unseres Staatslebens auf, verloren sich jedoch bei diesem Bemühen bald auf bedenkliche Abwege. In der weltweiten Ausdehnung ihrer Bestrebungen die gelehrigen Schüler Herders, wußten sie sich doch nicht gleich ihm die Freude an der Besonderheit der geistigen Erzeugnisse jeder Zeit zu wahren und suchten vielmehr nach einer die Zeiten und Völker verbindenden Einheit, nach einer Gesamtherrschaft des Geistes. Wie schon Novalis in seinem Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“ den Abfall der Reformation bitter beklagt hatte, so trat Friedrich Schlegel vollends zur römisch-katholischen Kirche über und fand auch die Richtlinien für Staat und Gesellschaft in den Anschauungen der Vergangenheit. Die innere Freiheit, die wir als den entscheidenden Vorzug des deutschen Menschen erkennen, suchen wir bei Friedrich Schlegel vergebens, und eben dieser Mangel erklärt den frühen Niedergang seines Geistes. Er und sein Bruder Wilhelm bereicherten unsere Dichtung mit man-

cherlei undeutschen Versformen, die sie vorwiegend romanischen Vorbildern entnahmen, und die uns deutlich zeigen, daß beide auch in ihrem rein künstlerischen Denken die Klarheit deutschen Wesens vermissen ließen. Mit der erstaunlichen Weite ihres Wissens begründeten sie bereits jene weltbürgerliche Literaturgeschichte, die in neuerer Zeit wieder lebhaftere Verteidiger gefunden hat. — Wenn die Leitgedanken der älteren Romantik deutsche Art nur in mancherlei Umhüllung und Entstellung zeigen, so dürfen wir gleichwohl nicht verkennen, daß die eigentlichen Dichter dieses Kreises, Novalis und Tieck, eine Verinnerlichung des Gefühlslebens gefördert haben, die wir doch als echt deutsch ansprechen müssen, und die der ganzen Zeit das Gepräge aufgedrückt hat. Es ist bemerkenswert, daß das Wort „Gemüt“, das früher zur Bezeichnung eines viel weiteren Sinnes, nämlich der Seele oder des Geistes im allgemeinen, gedient hatte, seine besondere Bedeutung, nämlich die der tiefen Innerlichkeit und Weichheit des Gefühlslebens, erst im Zeitalter der Romantik gewann.

Den Gedanken der Revolution wurde in Deutschland ein gut Teil ihrer werbenden Kraft durch die Napoleonischen Kriege genommen. Die Abwehr der französischen Raubzüge führte vielmehr zu einer entschiedenen Bestimmung auf die eigene Art und Tüchtigkeit. Die Gedanken, die Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ entwickelte, waren, wie die vieler Vaterlandsfreunde jener Zeit, z. T. noch durch die überlieferte weltbürgerliche Gesinnung und durch die Hemmungen einer blaffen Vernunftlehre beeinträchtigt, aber die sittliche Kraft des herrlichen Mannes wirkte belebend auf die Entfaltung deutschen Sinnes und deutschen Mutes ein.

Ihm gegenüber befand sich Heinrich von Kleist, neben einer fast undeutschen Steigerung des Haßgefühls, einen rück-

sichtslos harten Wirklichkeitsinn, der bei dem Volke der Dichter und Denker fast überrascht. In seiner „Hermannschlacht“ leiht er der Hauptperson eine nahezu Bismarcksche staatsmännische Umsicht und rückt das Musterbild deutschen Heldensinnes weit ab von der in hohler Begeisterung sich erschöpfenden Auffassung der üblichen Vaterlandsänger; in seinem „Prinzen von Homburg“ hat er als erster in deutscher Dichtung den preussischen Staatsgedanken, durch die unvergleichliche Gestalt des Kurfürsten, in weltgeschichtlicher Größe verkörpert.

Ging das Wirken seines leidenschaftlich bewegten Herzens fast über das Verständnis der weicheren Zeitgenossen hinaus und hat es sich erst uns Nachgeborenen in seinem ganzen Werte erschlossen, so erfüllten Arndt, Körner, Schenckendorf u. a. unter dem entscheidenden Einfluß Schillers und des Volksliedes die große Forderung des Tages und gaben in ihren Liedern voll religiöser und sittlicher Tiefe den Gefühlen des bedrängten Vaterlandes unvergänglichen Ausdruck. Dichtung und Deutschtum erschienen in glücklichster Verbindung, sich gegenseitig steigernd und hebend; und der Geist, der hier geweckt war, wirkte belebend nach in der innigen Kraft der alten Burschenschaft und anderer Erscheinungen, bis er sich, unter der Ungunst der Zeiten erlahmend, zu einer etwas urteilslosen und ungehobelten Deutschtümelei verflüchtigte.

Unter dem Eindruck der tiefen Selbstbesinnung, zu der sich ganz Deutschland nach der Schlacht bei Jena aufraffte, hatte es die jüngere Romantik in Heidelberg unternommen, den Geist echt deutschen Volkstums aus vergessenen Liedern und Erzählungen älterer und neuerer Zeit wieder heraufzubeschwören. Herders noch etwas weltbürgerlich abirrende Bestrebungen (er sammelte Lieder fast aller Völker) wurden jetzt durchaus im Dienste des deutschen Gedankens erneuert,

und in „Des Knaben Wunderhorn“ erklang nur das geheimste Sinnen und Sehnen unserer eigenen Art. Wie Arnim in den „Kronenwächtern“ dem alten Kaisergedanken nachträumte, Brentano in der „Chronika eines fahrenden Schülers“ altdeutsche Stimmungen stilvoll festhielt, so widmete Uhland seine Dichtung und Forschung ganz der Erschließung heimischer Art; und die germanistische Wissenschaft, die nunmehr, aus solcher Mitte heraus, ins Leben trat, eröffnete eine unabsehbare Bereicherung deutschen Wesens. Vergewegen wir uns nur, was Jakob und Wilhelm Grimm, diese treuen Hüter deutscher Ehre, durch die Sammlung der Volksmärchen für die Erwärmung und Bildung der heranreifenden Gemüter getan haben — und wir werden das von der jüngeren Romantik und ihrer Nachfolge erweckte Leben gar nicht hoch genug einschätzen können.

Der Geist geschichtlichen Denkens, den die Heidelberger Romantik pflegte und auch auf die eigentliche Geschichtswissenschaft, die Rechtswissenschaft usw. ausbreitete, besaß aber doch nicht die Alleinherrschaft in Deutschland; ihm stand jenes begriffliche Verstandesdenken gegenüber, das seit den Tagen der Aufklärung wohl manche Wandlungen erfahren hatte, aber noch immer fortwucherte und schließlich in der Hegelschen Philosophie höchst befremdliche Blüten trieb. So war das geistige Leben Deutschlands für längere Zeit in zwei Heerlager getrennt. Die Anhänger der begrifflich nüchternen Lebensbetrachtung gingen in der Beseitigung aller inneren und äußeren Hemmungen rücksichtslos zu Werke; viele Einschränkungen, die wir uns unwillkürlich auferlegen durch die Gefühle der Liebe und Ehrfurcht, der Scheu und Scham, zerstoben vor ihren Blicken zu nichts. Insbesondere hatte man es auf das Christentum abgesehen, dem dann bald darauf durch Bruno Bauer, David Friedrich Strauß und Ludwig

Feuerbach hart zugesetzt wurde. Die entschiedenste Freiheit der Persönlichkeit verband man mit ausgeprägt weltbürgerlichen Stimmungen, und es kam das Wort auf, daß es in Europa nur noch Parteien, nicht aber noch Völker gebe. Die Gedanken der französischen Revolution schossen jetzt erst bei uns ins Kraut, und durchaus folgerichtig betrachtete man Paris als die geistige und politische Hauptstadt der Welt. Heinrich Heine, der doch die ganz entgegengesetzten Stimmungen der jüngeren Romantik so feinsinnig erfaßt und wiedergegeben hatte, Ludwig Börne und all die anderen Vertreter des sogenannten Jungen Deutschland rissen die öffentliche Meinung mit sich, und da die deutschen Regierungen in unglaublicher Verblendung die Forderungen des Tages zu erfüllen verabsäumt hatten, kam es zur Revolution des Jahres 1848.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß deutsche Art und Kunst unter dieser Bewegung der 30er und 40er Jahre schweren Gefahren ausgesetzt war. Der geistreichelnde und französische Stil in der Literatur jener Tage besaß alles. Aber die Stimmen in dem wilden Geschrei der Zeit klangen doch sehr verschieden. Unter den politischen Lyrikern der 40er Jahre stand neben dem eitel glänzenden Herwegh der harte Hoffmann von Fallersleben, der 1841 auf dem englischen Felsen von Helgoland sein „Deutschland, Deutschland über alles“ sang; und aus Ferdinand Freiligrath, der 1844 das aufreuerische „Glaubensbekenntnis“ in die Welt gesandt hatte, sollte 1870 der Sänger der „Trompete von Gravelotte“ werden. So ist es denn zu verstehen, daß die Revolution eine vollkommene Scheidung der Geister herbeiführte, und daß seit den 50er Jahren ein gewaltiger Aufschwung der deutschen Lebenskräfte erfolgte. Abgewandt von dem Lärm des Tages, und doch der Wirklichkeit scharf ins Auge sehend,

erschlossen bedeutende Erzähler wie Theodor Storm, Gottfried Keller, Otto Ludwig, Fritz Reuter, Wilhelm Raabe u. a. die mannigfaltig reizvollen Seiten des deutschen Gemütslebens; Geibels norddeutsche Zartheit gelangte im vaterländischen Liede über sich selbst hinaus; die Anregungen der germanistischen Wissenschaft förderten das Schaffen von Wilhelm Jordan, Viktor Scheffel und vielen anderen; Gustav Freytag, der an derselben Quelle schöpfte, suchte in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ das Werden des deutschen Menschen liebevoll zu erfassen. Hebbel offenbarte in der bohrenden Tiefe seiner Gedanken wie in der rücksichtslosen Wahrheit seiner Seelenschilderungen echt germanischen Trost, und ihm gelang es, die Gestalten des deutschen Uebungensliedes zu neuem Leben zu erwecken. Die reichsten Ströme deutscher Art, vor allem auch die von der jüngeren Romantik wieder entdeckten, vereinigten sich endlich in dem Kunstwerk Richard Wagners, und Gestalten wie sein Siegfried und sein Hans Sachs sind von unergründlicher sinnbildlicher Schönheit. Es waren große Zeiten eines stillen rastlosen Wachstums, die dem Gewitter der Revolution folgten; Neues und Wichtiges bereitete sich vor; der deutsche Mensch war mehr und mehr zum Bewußtsein dessen gelangt, was ihn von anderen scheidet.

Schon in der Dichtung dieser Jahrzehnte, namentlich in den Romanen, war deutlicher als zuvor die Hinwendung zu dem Leben der Wirklichkeit zu erkennen; die wirren Träume der Romantik waren verflogen, und ebenso hatten die allgemeinen Wendungen der Freiheitsgesänge ihre Wirkung eingebüßt in einer Zeit der Einkehr und der nützlichen Tat. Der Kampf der Weltanschauungen, der Kampf zwischen dem geschichtlichen und dem begrifflichen Denken ließ nach und verhallte allmählich.

In den 60er und 70er Jahren traten keine Dichter hervor, die sich denen der letzten Jahrzehnte würdig hätten an die Seite stellen können; ein Glück, daß diese ersprießlich weiter wirkten. Die große Masse der Schriftsteller erging sich in Nachahmungen guter und schlechter Vorbilder, vielfach auch wieder der Franzosen, und gelangte in erflügelten Wendungen zu einer unglaublichen Unwahrhaftigkeit der künstlerischen Auffassung und Gestaltung. Formspielereien aller Art griffen um sich, und kluge Schulmeister schworen auf Platen und Münckwitz.

Die besten Kräfte deutschen Wesens bewährten sich abseits von Dichtung und Kunst und entwickelten Gedanken von vaterländischer Würde und Selbstbehauptung, die, außer durch Bismarck selbst, insbesondere von Heinrich von Treitschke beherzt und eindrucksvoll verkündigt wurden. In Beamtenstand und Heer erhielten sich die guten Ueberlieferungen echt deutscher Hingabe an die Sache.

Aber in der geistigen Gesamthaltung unseres Volkes war ein Wandel eingetreten, der bald auch auf das literarische Schaffen hinüberwirkte. Ueberall, wo der Deutsche bisher sein Tiefstes und Bestes gegeben hatte, war er unberührt gewesen von unmittelbaren Zweckvorstellungen, von dem Verlangen nach Vorteil und Gewinn; allgemeinste Zielgedanken höherer Art beglückten ihn inniger und reicher; ein Streben, das sich nur bezahlt machte durch sich selbst — das Streben nach dem Guten, dem Wahren und dem Schönen. In solcher Abhängigkeit fand er seine innerste Freiheit. Aber die Entwicklung der Dinge führte ihn mit Notwendigkeit in neue Bahnen. Hineingestellt in eine größere Welt und angespornt durch den immer steigenden Wettbewerb der Völker, sah er bald in einem zielbewußten Handeln die Grundlage neuer Wirklichkeitswerte; er befreite sich von den oft hemmenden

Träumen der Vergangenheit und befreundete sich mit den besonders in England gepflegten Nützlichkeitslehren. Der rastlos sich dehnenden Tatenlust ging hastige Genußfreude zur Seite, und beide vereint erzeugten in weitem Umkreis einen Zustand überreizter Unrast. Scharfes Urtheil und der rücksichtslose Kampf für den Vorteil des Ichs oder der Gruppe oder des Standes führte zu Verbitterung, Klassen- und Rassenhaß. In der bestrickend vorgetragenen Herrenlehre Friedrich Nietsches fand die neue Zeitstimmung ihren glänzenden wissenschaftlichen Abschluß.

Das junge Geschlecht der Dichter der 80er Jahre fußte auf diesem Boden. Befreit von Traum und Wahn und von all jenen holden Täuschungen, die noch den Blick ihrer Väter und Großväter umschleiert hatten, suchten und fanden sie die Vorbilder ihrer Kunst im Ausland, bei Russen und Franzosen und vor allem in der tiefbohrenden Seelenzergliederung von Ibsens überraschender Dichtung. Ihrer schroffen Wahrheitsliebe war es ein Leichtes, die hohlen Nachwerke der 60er und 70er Jahre ihres Ansehens zu berauben. Und an deren Stelle setzten sie Darstellungen von ungewöhnlicher Schärfe der Zeichnung, die einen unverlierbaren Fortschritt der Kunst bedeuteten. Sie sahen und erkannten tausend Erscheinungen, an denen andere blind oder teilnahmslos vorübergegangen waren; sie zerstörten zahlreiche Ueberlebniße einer abgebrauchten Gestaltungsweise und beseitigten durch ihren dreist ungebundenen Stil die üblen Gewohnheiten einer elenden Buchsprache. Die Spuren ihres Wirkens werden nicht verwischt werden, und Gebilde wie die der „Weber“ und des „Hannele“, ja selbst solch innerlich zerbrochene Gestalten wie Kollege Crampton und Gabriel Schilling bleiben uns unvergesslich. Gleichwohl haben diese aufrührerischen Neuerer verhältnismäßig rasch abgewirtschaftet, wie es

schließlich bei ihrer einseitigen Hingabe an das Häßliche nicht ausbleiben konnte. Und auch mit ihrem Deutschtum war es seltsam bestellt. Hauptmanns Anlehnung an die großen Muster des Auslandes, an Tolstoi und Ibsen, kann uns mit Recht stutzig machen, denn diese sind unserem Wesen in vielen Zügen innerlichst fremd. Aber Hauptmanns Kunst wurzelt dennoch tief in dem Boden seines engeren Vaterlandes; schlesisches Volkstum und schlesische Landschaft hat er oft überraschend treu geschildert; er hat wie viele der Neueren jene Heimatkunst gepflegt, in der wir eine besonders erfreuliche Erscheinung begrüßen. Und auch die innere Freiheit, die wir gerne als ein besonderes Merkmal des deutschen Menschen betrachten, s c h e i n t ihm nicht zu fehlen: sie zeigt sich in der rücksichtslosen Wahrheitsliebe und in dem Durchbrechen mancher Schranken früherer Kunstübung. Doch der Freiheit, deren Bedeutung und deren Nachwirkung wir zu Anfang unserer Betrachtung genauer zu umschreiben versuchten, stellt der Deutsche vielfache freiwillige Bindung zur Seite; durch diese gelangt er zu all jenen Gefühlen, die sein Gemüt am reichsten schmücken, zu den Gefühlen der Treue und Liebe, der Verehrung für alles Große und vor allem zu der Hingabe an die vaterländische Gemeinschaft: das alles ist den Schülern Nietsches fast ganz versagt, und Hauptmann insbesondere scheiterte kläglich in seinem Festspiel von 1813.

Über ist denn das Ich, das so viele Dichter der letzten Jahrzehnte durch Loslösung von den hergebrachten Bindungen zum Mittelpunkt der Welt machen wollten, auch wirklich frei? Nun, man erschrickt förmlich, wenn man diese Frage auf Hauptmanns Gestalten anwendet. Sie sind ja alle wie durch schwere Bleigewichte gehemmt; sein Meister Heinrich, Johannes Vockeradt, Crampton, Fuhrmann Henschel, Michael Kramer, Gabriel Schilling, und wie sie alle heißen,

gehen in Fesseln einher; sie sind geschoben oder gehindert durch ihre Schwächen und Leidenschaften oder durch die Ubergewalt der Umstände; keiner rafft sich auf zum Herren seiner Entschließungen. Solch zerbrechliche Art ist ganz undeutsch.

Die Neigung, sich dem Einfluß der Umstände zu unterwerfen, sich schieben zu lassen und hinzugeben, die Willensgefühle auszuschalten und nun abzuwarten, wie sich das Spiel der Seele gestalten werde — sie ist für die geistige Gesamthaltung vieler Dichter der jüngsten Vergangenheit bezeichnend. Sie greift zurück auf Bestrebungen der Romantik, nicht der jüngeren, sondern der älteren; die Stimmungen eines Novalis und Friedrich Schlegel sind wieder erwacht. Und wer wollte leugnen, daß namentlich die neuere Lyrik eines Stephan George, Richard Dehmel, Rainer Maria Rilke und mancher anderen auf diesem Wege zur Offenbarung hoch verfeinerter dunkler Seelenregungen und zu Ausdrucksformen voll packender sinnbildlicher Fülle gelangt ist? Aber auch diese Kunst, die sich vielfach an französischen Mustern herangebildet hat, ist deutscher Art entfremdet.

In der noch schwer übersehbaren Menge neuerer Erscheinungen tritt sie immerhin als die bemerkenswerteste hervor. Doch die Stunde der tiefen Selbstbesinnung, die über uns gekommen ist, wird sie, wenn auch nicht spurlos, hinwegschwemmen wie vieles andere. Der ungeheure Lebensinhalt, den wir gewonnen haben, wird mit innerer Notwendigkeit eine neue Kunst gebären. Und diese Kunst wird restlos deutsch sein müssen, wenn sie ein restloser Ausdruck der Zeit sein will. Die Geschichte unseres Schrifttums zeigt uns in leuchtender Herrlichkeit, wie sich der große Kampf zwischen Freiheit und Gebundenheit in deutschen Seelen abspielt. Aus der Bindung, die wir uns auferlegen, geht eine Freiheit

hervor, wie sie in dieser Veredelung kein anderes Volk kennt. Sie hat zur Voraussetzung, daß jeder Kraft im Schoße der Gemeinschaft die für sie mögliche Entwicklung vergönnt sei; sie gipfelt in der echt deutschen planmäßigen Hingabe an die Sache, aus der die Tiefe der Bildung und geruhige Lebensfreude als ein Gewinn aller entspringt. Von diesem Punkte aus, von dieser Frage: wie und warum binde ich mich, um zur innersten Freiheit und Selbstbetätigung zu gelangen, erhebt sich eine unabsehbare Fülle immer neuer, oft überraschender Lebensrätsel, an deren Bewältigung die Kunst des Dichters nicht teilnahmslos vorübergehen kann und mag, Rätsel, die bis zu den letzten Gründen dieses Daseins führen müssen.

Aber nicht nur neue Lebensinhalte, auch neue Gestaltungsweisen und Formen werden der Kunst aus der strengsten Selbstbestimmung unseres Volkstums ersprießen. Unsere Dichtung schleppt so vieles mit sich, was anderen Völkern, von denen wir es entnommen haben, wohl ansteht, uns aber nicht. Es sei nur an die fremden Versformen und an die undeutsche Verwertung dieser Versformen, besonders der römischen und griechischen, erinnert. Der Satzbau unserer Prosa hat Jahrhunderte lang unter fremdem, besonders lateinischem Druck gelitten. Und man mißachte den Kampf gegen die Fremdwörter nicht deshalb, weil er jetzt von jedem Schulknaben geübt wird. Dieser Kampf wirkt weit über sein unmittelbares Ziel des vaterländischen Anstandes hinaus: er wendet sich gegen die blutleere und schattenhafte Allgemeinheit, die zahlreichen Fremdwörtern eignet, gegen Denkschwäche und Begriffsverwirrung, und mit der Klarheit fördert er zugleich die Schönheit des Ausdrucks. Schiller sagte: „Unsre Sprache wird die Welt beherrschen“: wenn sich dieses Wort erfüllen soll, so muß unsere Sprache auch in

Wahrheit die unsere sein. Hierzu haben alle Lebenskreise ohne Ausnahme beizutragen, vor allem auch die Schule. Unsere höheren Lehranstalten gehen in ihren Zielen jetzt so weit auseinander und befördern ein Wissen von so tief greifender Verschiedenheit, daß oft unter den Gebildeten eine innerlich befriedigende Verständigung schwer fällt. Hier gilt es auszugleichen und ein Band zu suchen, das die getrennten Kreise vereint: dieses Band kann einzig und allein durch den freilich ganz neu zu gestaltenden deutschen Unterricht geboten werden. Der muß dann aber auch wahrhaft deutsch, d. h. im Sinne jener inneren Freiheit gehalten sein, die unseres Wesens höchstes Gut oder letzte Sehnsucht bleibt; und wenn er, die deutsche Dichtung alter, neuer und neuester Zeit gleichmäßig erschließend, dem heranwachsenden Geschlecht all die Schönheiten deutet, die aus diesem Geiste der inneren Freiheit mit Notwendigkeit hervorgehen, so wird der deutsche Unterricht nicht nur bedauerliche Gegensätze der Bildung überbrücken, sondern an dem Aufbau deutschen Wesens entscheidenden Anteil nehmen.

„Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit“ — wenn uns diese Weisagung Schillers beglückend ins Herz klingt, so wissen wir doch, daß wir sie aufzufassen haben im Sinne einer immer neu an uns herantretenden Aufgabe, die von uns „schwerer Dienste tägliche Bewahrung“ heißt. Doch was hilft uns alles Mühen und Sorgen, wenn uns das schirmende Dach einer fest geeinten Gemeinschaft fehlt, innerhalb deren wir allein leben und sind? Und wie wir heute dankbar der gesegneten Bemühungen eines halben Jahrtausendes gedenken, durch die unser Herrscherhaus, planmäßig aufsteigend und immer höhere Ziele erfassend, unserem Staate zuvor unbekannte Grundlagen geschaffen

hat, so grüßen wir mit Herz und Sinn jene ungezählten Scharen da draußen, die unser Heiligstes gegen eine Welt der Ungunst und Niedertracht verteidigen, und die uns, so Gott will, jenen „Tag des Deutschen“ herbeiführen helfen, den wir in rastloser, hingebender Friedensarbeit gestalten wollen zur „Ernte der ganzen Zeit“.

